Zeitschrift: Tsantsa : Zeitschrift der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft = revue de la Société suisse d'ethnologie = rivista della Società svizzera d'etnologia

Herausgeber: Schweizerische Ethnologische Gesellschaft

Band: 8 (2003)

Buchbesprechung: Comptes rendus = Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ACHERMANN Christin und Stefanie GASS. 2003. *Staatsbürgerschaft und soziale Schliessung. Eine rechtsethnologische Sicht auf die Einbürgerungspraxis der Stadt Basel.* Zürich: Seismo Verlag (Reihe Sozialer Zusammenhalt und kultureller Pluralismus). 336 S. ISBN 3-908239-97-4.

Die Staatsbürgerschaft ist ein Mechanismus der sozialen Schliessung, die Einbürgerung der Ort der Performanz – ein politisch brisantes, ethnologisch wenig bearbeitetes Thema haben Achermann und Gass in ihrem Buch über Staatsbürgerschaft in Angriff genommen. Seit einigen Jahren berichten die Medien vermehrt über Einbürgerungen in den Gemeinden und über negative Entscheide, profilieren sich politische Parteien mit ihrer Haltung zur Staatsbürgerschaft und entwerfen Diskurse über den Gebrauchswert des Schweizer Passes. Auch die Verwaltungen machen sich Gedanken im Hinblick auf Vereinfachungsmöglichkeiten, die ganz im Zeichen des *New Public Management* stehen.

Das Buch basiert auf verschiedenen, den ethnologischen Rahmen sprengenden Theorieansätzen und auf historischen, politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen, unter welchen Einbürgerungen in der Schweiz bwz. im Kanton Basel-Stadt zustande kommen, sowie auf den umfangreichen empirischen Daten, welche die Autorinnen im Rahmen ihrer Lizentiatsarbeit erfasst haben. Im Zentrum des Erkenntnisinteresses steht die Frage nach der Rolle der Staatsbürgerschaft bei der Definition und Ordnung der nationalstaatlich organisierten Beziehungen zwischen Individuen und dem Staat. Die Autorinnen fragen, wie der Staat mit jenem Teil der Wohnbevölkerung umgeht, der die schweizerische Staatsbürgerschaft nicht besitzt, diese aber erwerben will. Sie fragen weiter, welches Verhältnis die MigrantInnen zum Staat entwickeln und was sie dazu veranlasst, eine neue Staatsbürgerschaft annehmen zu wollen.

Im Zentrum der Analyse steht das Konzept der sozialen Schliessung im Kontext von Einbürgerung. Dabei werden Interessen, Argumente und Haltungen sowohl der involvierten Instanzen als auch der EinbürgerungskandidatInnen untersucht. Die Autorinnen stützen sich in ihrer Argumentation auf das «fünfdimensionale» Modell der internen Schliessung von Jürgen Mackert, in dem Prozesse der Auseinandersetzung um den Zugang zu Staatsbürgerschaft aus ökonomischer, bürgerlicher, politischer, sozialer und kultureller Perspektive betrachtet werden. Letztere ist es denn auch, welche die Autorinnen in den Schlussfolgerungen wieder aufnehmen, in denen sie neben der theoretischen Synthese auch Empfehlungen für Verwaltung und Politik formulieren.

Staatszugehörigkeit, so die Autorinnen, ist ein Mechanismus, «welcher als eigentliche Grenze zur Zugehörigkeit und Teilhabe an staatsbürgerlichen Rechten verstanden werden kann». Der Entscheidungsprozess über die Zulassung zu den Bürgerrechten bewegt sich in einem Spannungsfeld von unterschiedlichen Interessenlagen. Auf der einen Seite stehen die Interessen des Staates, den sozialen Zusammenhalt, die gesellschaftliche Stabilität sowie die vorgestellte Homogenität des Nationalstaates aufrechtzuerhalten. Auf der anderen Seite sind die biographisch geprägten Interessen von MigrantInnen an Gleichberechtigung, Sicherheit und Zugehörigkeit sowie deren Überlegungen zum pragmatischen Nutzen des Schweizer Passes. Das Verhältnis zwischen den beiden Interessensgruppen ist allerdings geprägt von einem Machtgefälle, das sich im Bürgerrecht, im Ausländergesetz sowie in der Praxis der Behörden manifestiert und bei Einbürgerungsentscheiden wirksam wird. Es ist diese Schlüsselstelle, an der die Schliessungsmechanismen überprüft werden können. Um diese zu erfassen, untersuchen die Autorinnen die für die Entscheidungsfindung relevanten Kriterien. Sie tun dies vor dem Hintergrund der Tatsache, dass die MigrantInnen auch dann, wenn sie die formalen Voraussetzungen erfüllen, kein Recht auf Einbürgerung haben. Aufgrund der empirischen Daten stellen sie die Frage, inwiefern das Gesetz einen Raum schafft, wo die Ausübung staatlicher Macht zu Ungleichbehandlung führen kann, wenn über Einschluss und Ausschluss, über Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Schweizer BürgerInnen entschieden wird. Das in den Interviews und Protokollen erhobene Datenmaterial lässt nämlich vermuten, dass die formalen Entscheidungskriterien wie Wohnsitzdauer, Leumund oder Schulden mittels diskursiver Schleifen und ideologisch aufgeladener Bilder aufgeweicht werden. Insbesondere bei der Beschreibung von Integrationsleistungen der EinbürgerungskandidatInnen scheint sich eine subjektive Beurteilung geradezu aufzudrängen. Dabei handelt es sich um Elemente aus dem ausländerpolitischen Diskurs über Assimilation, die der Beschreibung der Fremden und ihrer Traditionen dienen. Wie das genau passiert, ist

systematisch schwer zu erfassen. Die Autorinnen entscheiden sich für einen interpretativen Zugang, mit dem Ziel, die Gestaltung dieser Ermessensspielräume im Hinblick auf die Entscheidungsfindung der Behörden möglichst genau zu erkennen. Denn, so die Autorinnen, es gehe auch darum, ein Einbürgerungsverfahren zu haben, das Gleichbehandlung garantiert.

Zur Beschreibung der Schliessungsprozesse bei Einbürgerungsentscheiden greifen die Autorinnen auf staatsrechtliche Konzepte zurück. Im einem m.E. besonders bemerkenswerten Exkurs über Rechtsgleichheit führen die Autorinnen den Begriff des «Ermessensspielraumes» ein, präsentieren die Diskussion über Willkürverbot und Rechtsgleichheitsgebot und entwickeln ein Instrumentarium, um der Bedeutung von Spielräumen in der Behördenpraxis systematisch auf die Spur zu kommen. Diese Analyse ist entscheidend, denn es ist dieser von unbestimmten Gesetzesbegriffen wie «Assimilation» hervorgebrachte Graubereich, der unter bestimmten Bedingungen im Widerspruch zum Prinzip der Gleichbehandlung bei Einbürgerungsentscheiden steht.

In der Synthese gelingt es den Autorinnen zu zeigen, wie diese Ermessenspielräume genutzt werden, welche Wirkung sie im Bezug auf die Gleichbehandlung erzeugen und welche strukturellen Veränderungen es braucht, um Ungleichbehandlung zu verhindern und Willkür auszuschliessen: Die Entscheide über Ein- und Ausschluss bei Einbürgerung sind das Produkt einer Gesamtbeurteilung der KandidatInnen, bei der verschiedene Elemente unterschiedlich wirken. Beurteilungsspielräume zeigen sich indes vor allem auf der kulturellen Ebene. Hier öffnen sich auch am ehesten Diskriminierungsmöglichkeiten: Die Behörden greifen dann auf kulturalisierende Bilder zurück, wenn sie aufgrund unklarer Gesetzesbegriffe und -kriterien Orientierungshilfen brauchen. Solche Bilder scheinen zumindest vorübergehend eine vermeintliche Klarheit zu schaffen, die auch die Tendenz zur Ungleichbehandlung aus dem Blickfeld der ausführenden Behörden rückt. Die im Verfahren zugelassene kulturelle Dimension erzeugt Ungleichheit auf Seiten der Gesuchstellenden, wenn die Prüfung ihres kulturellen Kapitals durch die Behörden entscheidungsrelevant wird. Sie kann aber auch Quelle von Rechtsunsicherheit auf Seite der Behörden sein. Ein gerechtes und klares Verfahren ist also nur dann möglich, wenn die kulturelle Dimension ausgeschlossen wird. Dafür empfehlen die Autorinnen gewisse Änderungen, zum Beispiel den Verzicht auf die Überprüfung des Sprach- und Staatskundewissens. Entscheide wiederum, die sich auf Bildungsstand und kulturelles Kapital der EinbürgerungskandidatInnen stützen, führen zu Ungleichbehandlung. Da dies nicht dem übergeordneten Ziel dienen kann, nämlich den bestmöglichen Zusammenhalt der Wohnbevölkerung zu fördern, sind strukturelle Anpassungen und gesetzliche Veränderungen unabdingbar.

Die Autorinnen kommen zum Schluss, dass Rechtsgleichheit nur garantiert werden kann, wenn die Spielräume für kulturalisierende Beurteilungen ausgeschlossen werden. Nicht der Assimilationsgedanke soll beim Entscheiden wegleitend sein, sondern Sachlichkeit. Die Empfehlungen im Schlusskapitel sind in diesem Sinne zu verstehen: Die Stärkung einer Grundrechtspolitik, die Differenz anerkennt, ohne die Chancengleichheit zu beeinträchtigen. Um den nötigen Rechtsschutz zu garantieren braucht es einen beschwerdefähigen Entscheid. Langfristig ist das Recht auf Einbürgerung anzustreben. Schliesslich plädieren die Autorinnen für einen Perspektivenwechsel: Ein neues Verständnis von Staatsbürgerschaft soll die Trennung von Bürgerrecht und nationaler Identität ermöglichen – im Sinne eines *jus domicili*, einer vom Wohnsitz abgeleiteten BürgerInnenschaft.

Annemarie Sancar

ALBER Jean-Luc, Laurence OSSIPOW, Valérie OUTEMZABET und Barbara WALDIS (Hrsg.). 2000. *Mariages tous azimuts. Grenzüberschreitend Heiraten*. Universitätsverlag Freiburg Schweiz (Studia Ethnographica Friburgensia). 326 S. ISBN 2-8271-0887-9. ISSN 1422-4453.

Gespalten – dies ist das Gefühl nach der Lektüre der zwanzig Texte (inkl. Roundtable-Beiträge und Nachwort) zum Thema *Grenzüberschreitend Heiraten* aus den Gebieten Ethnologie, Soziologie, Theologie, Recht, Medien, Sozialfürsorge und Politik, deren Publikation vom Nationalfondsprogramm 39 *Migration und interkulturelle Beziehungen* unterstützt wurde.

Gespalten weshalb? Eine Erklärung gibt die Soziologin Beate Collet in ihrem Text «Binationale Paare und Familien in Frankreich und Deutschland»: Die Autorin bedauert, dass manche der von ihr beschriebenen Integrationstypen dem Leser «etwas schematisch» vorkommen müssen, weil viele «empirische Elemente» keinen Platz fanden. Die unvermeidliche Kürze einzelner Beiträge in thematisch festgelegten Sammelbänden erzwingt fast eine gewisse «Schematisierung». Präziser scheinen mir daher in Fällen abverlangter Textkürze die Begriffe «Unverbindlichkeit» oder «Vereinfachung»: Die Beiträge verlieren zwangsläufig an Prägnanz. Etwa, wenn Jutta Lauth Bacas in ihrem sorgfältig strukturierten Artikel «Prozesscharakter von Heiratsmigration: Das Beispiel deutsch-griechischer Paare in Athen» aus Platzgründen die Analyse der soziokulturellen, ökonomischen und auch psychologischen Hintergründe der deutschen Heiratsmigrantinnen sowie ihrer griechischen Partner weglassen musste. Wenn zu lesen steht «Im Grossraum Athen überwiegen tendenziell die Mittelschichtehen», bleibt ungewiss, wie der «Grossraum Athen» und auch der Begriff «Mittelschichtehe» exakt definiert sind.

Zwei Texte möchte ich speziell «herauspicken»: Zum einen die Untersuchung der Ethnologin Valérie Outemzabet mit dem Titel «Qui perd gagne: échanges et arrangements dans les couples binationaux»: Die Autorin entgeht der Vereinfachung, indem sie ihre Recherchen über ehe-intern gelebte «Markt»-Situationen von binationalen Partnerschaften mit klaren Beispielen illustriert und durch den Einbezug von Erfahrungswissen die Unverbindlichkeit vermeidet. Zum andern stelle ich den Beitrag des Soziologen Jean Widmer als Muster einer bewusst gewählten – nicht aus Platzgründen notwendigen – Einengung seines Diskurses zur Diskussion. Er bestimmte den Bestseller *Die weisse Massaï* zu seinem Thema.

Valérie Outemzabet wählt – wie auch andere Beiträge in diesem Band – als Hintergrund die 1960 entwickelte Theorie der beiden amerikanischen Soziologen Robert O. Blood Jr. und Donald M. Wolfe. Deren Lehre besagt, dass zwei Partner jeweils verschiedene Fähigkeiten oder «Ressourcen» in die Ehe mitbringen. Die Arbeitsteilung (ökonomisch und emotional) sowie der Autoritätsanspruch werden auf diesem Ressourcenmarkt stets neu definiert und angepasst, und entsprechend verändern sich auch die Entscheidungsansprüche und -kompetenzen der zwei Ehepartner. Outemzabet schildert mit ethnologischem Instrumentarium verschiedene Arten solcher Ressourcen in binationalen Verbindungen; dazu gehören im Fall Schweiz auch die Vergabe einer Aufenthaltsbewilligung oder eines Schweizer Passes. Die Autorin macht aber deutlich, dass jedes binationale Paar seine Ressourcen individuell definiert. Als Beispiele dafür nennt sie: Die Überzeugung, dass ein Schwarzafrikaner mit seinen stets überraschenden Ideen einem langweiligen Schweizer vorzuziehen sei; oder die Möglichkeit, fremde Länder als Familienangehörige(r) und nicht als Tourist(in) zu bereisen; Kontakte zu fremden Sprachen zu suchen und Respekt vor fremden Sitten zu finden. Manchmal, so Outemzabet, sei die Evaluation solch gegenseitiger, stabilisierender Anerkennungsmechanismen von aussen gar nicht möglich.

Allerdings präsentiert sie auch die Kehrseite der Medaille, nämlich die Destabilisierung einer Ehe mangels genügend vorhandener Ressourcen beim fremden Partner. Im Fall einer kongolesisch-schweizerischen Ehe beispielsweise fühlte sich der Mann als politisch Verfolgter schon im Heimatland minderwertig und verlor im Aufnahmeland erst recht seinen Status. Zudem muss die schweizerische Ehefrau trotz Kinder zu 100% arbeiten und ausserdem noch den Grossteil der Hausarbeit übernehmen, weil Kinderhüten, Putzen und Einkaufen vom Ehemann als würdelos beurteilt werden. Solche Spannungen müssen beiderseits sorgfältig und psychologisch klug abgebaut werden. Die Ehe als *give-and-take*, als Tauschbeziehung, bedeutet vor allem für binationale Paare eine grosse Herausforderung, aber auch die stets neu errungene Genugtuung des Erfolgs.

Jean Widmers Essay heisst «*Moi, Suissesse, j'ai épousé un Massaï!* Récits de presse d'une héroïne touristique». Der Autor

beschäftigt sich mit dem 1998 erschienen Kassenschlager der Thurgauerin Corinne Hofmann über ihre Ehe mit einem Massaï. «Je ne m'intéresserai ici ni à l'histoire ni au livre mais aux manières dont le récit a été présenté par la presse», benennt Widmer seine Absicht. Es folgen längere Überlegungen zu «discours rapportant/ discours rapporté», «pouvoir symbolique sur le lectorat», «capacité de généralisation», «promesse d'une transgression», «une héroine [qui] accomplit le rêve qui habite le succès, un peu comme une expérience religieuse du paradis».

Weshalb mein Einwand gegen die vereinfachte Darstellung eines an sich äusserst komplexen Themas? Widmer erklärt ausdrücklich, dass es ihm weder um die Geschichte noch ums Buch gehe, sondern einzig um «die Präsentation des Texts in der Presse». Ohne methodische Klärung jedoch, weshalb Geschichte und Buch unwichtig seien, ist die Beurteilung der folgenden Auswahl von Presseberichten schwierig: Als Print- und elektronische Medienreaktionen wählt der Autor Interviews in *Construire* (Gratiszeitung des Migros-Genossenschafts-Bunds), *Le Temps*, *Berner Zeitung* sowie eine Talkschau im Deutschschweizer Fernsehen. Alle vier vom Autor selektiv auserkorenen Medien richten sich durchweg an ein breites Publikum. Das Ziel der Journalisten war, ihren Konsumenten den Schauder des Exotischen zu vermitteln und ausserdem zu beweisen, welchen Mut die Schweizerin für ihre Grenzüberschreitung aufbringen musste. Als Ingredienzien benutzten sie koloniale Stereotypen: Massaïkrieger, sexstarker Riese, weisse Frau – hilflos ausgeliefert, schwanger und malariageschüttelt im Busch, Entschluss zur Flucht mit Tochter zurück in die Kultur. Widmers bewusst gewählte, aber methodisch nicht glasklar durchschaubare Reduzierung des Themas auf eine enge Auswahl von Medienbeispielen ist für den Leser auch deshalb verwirrend, weil diese wenigen Medien als *die* Presse bezeichnet werden – quasi als *pars pro toto*. Dieses Vorgehen könnte dem Autor den Vorwurf einbringen, dass es ihm einzig um die Untermauerung seiner These geht, die da lautet: Die Presse entlarvt das kulturelle Muster, von dem sie abhängt.

Es fand also – meiner Meinung nach – keine «analyse méticuleuse de récits de presse» statt, wie im Vorwort verheissen, sondern einzig die Suche nach Bestätigung einer Hypothese. Es gab im Übrigen ausführliche, sehr kritische schweizerische Pressekommentare zu Hofmanns Buch, die ganz andere «kulturelle Muster» zutage brachten. Zum Beispiel die NZZ am 03.06.1999, S. 68. Sie einzubeziehen hätte den wissenschaftlichen Diskurs spannend gestaltet.

Susanne Knecht

GERBER Brigitta. 2003. *Die antirassistische Bewegung in der Schweiz. Organisationen, Netzwerke und Aktionen. Eine empirische Studie*. Zürich: Seismo. ISBN 3-03777-002-3.

Natürlich kenne auch ich die guten Gründe, warum man eine Dissertation zu einem dem eigenen Forschungsgebiet nahestehenden Thema besprechen sollte. Deshalb empfehle ich die Dissertation von Brigitta Gerber nicht nur all jenen SozialwissenschaftlerInnen, die zu Antirassismus respektive Rassismus, Diskriminierung, Antisemitismus, Xenophobie, Integration und Segregation forschen, sondern auch denjenigen, die sich in verschiedensten Berufsfeldern mit den genannten Sachgebieten auseinandersetzen (müssen). Die detaillierte Beschreibung der vielfältigen Organisationen (die Autorin nennt sowohl Personen als auch Institutionen und Gruppierungen «antirassistische Akteure»), deren Sinn und Zweck die Rassismusbekämpfung in der Schweiz ist, zeugt von exakter Recherche und methodisch solider Interview- respektive Transkriptionsarbeit. So gerät man denn immer wieder ins Staunen angesichts der enormen Bandbreite von Organisationen und Tätigkeiten. Der gute Überblick wird ergänzt durch eine Analyse der spezifischen Handlungsfelder, eine historische Herleitung und eine Diskussion des jeweiligen, auch wechselnden Selbstverständnisses.

Im 1. Kapitel werden die theoretischen Grundlagen dargestellt und «soziale Bewegungen»

als Forschungsbereich hinsichtlich ihrer Anwendbarkeit auf die antirassistische Bewegung in der Schweiz diskutiert. Die Gedankengänge, welche die Autorin zu der Studie führten, und das methodische Vorgehen werden hier ebenfalls skizziert. Einmal mehr zeigt die theoretische Dimension des vorliegenden Untersuchungsgegenstandes, wie breit der Gebrauch der Kategorien und Begriffe streut: einerseits nationenspezifisch (die Autorin nennt ausführlich England, Frankreich, Deutschland und Österreich), andererseits auch unter den einzelnen Organisationen. Der konzeptuelle Wandel erinnert dabei stark an die Veränderung der begrifflichen Gewichtung in der Integrationsdiskussion: kulturelle Assimilation in den 60er und 70er Jahren, Recht auf Differenz in den 80er Jahren und schliesslich seit den 90er Jahren der Anspruch auf Integration als Querschnittsaufgabe («Regulation»), d.h. Distanznahme zu Parallelinstitutionen und vermehrte Annäherung an Antidiskriminierungsmassnahmen in den Regelinstitutionen. Hier erstaunt es ein wenig, dass die Bedeutung von Urbanismen (Abwanderung in die Agglomeration, Standortwettbewerb, Aufwertungsstrategien, das ethnische Gesicht von Segregation etc.) offensichtlich für die kategoriale und begriffliche Prägung in der antirassistischen Diskussion nicht entscheidend war, obwohl die Relevanz der *Chicago School* (als «Mutter» der Migrations- und Stadtforschung) für die Theorieentwicklung von Rassen- respektive ethnischen Beziehungen im Text festgehalten wird (vgl. Fussnote 85).

Das 2. Kapitel in Gerbers Buch skizziert die Anfänge der antirassistischen Bewegung in der Schweiz in den1960er Jahren und gibt einen guten Überblick über Zeitgeschichte und internationalen Kontext.

Das 3. und 4. Kapitel sind den antirassistischen Organisationen, deren Handlungsfeldern, Geschichte und Selbstverständnis gewidmet. Aufgrund schriftlicher Dokumente sowie semistrukturierter Interviews, die mit 53 Vertreterinnen und Vertretern der antirassistischen Bewegung der vier Sprachregionen durchgeführt wurden, wird das facettenreiche Bild einer Solidaritätsbewegung gezeichnet, die sich – typisch für die Spätmoderne – durch eine wachsende Professionalisierung und Institutionalisierung des Sonderwissens und Expertentums auszeichnet. Hier wird auch gezeigt, wie die eingangs diskutierte begrifflich-kategoriale Handhabe je nach politischer und wirtschaftlicher Opportunitätsstruktur von den verschiedenen Akteuren verwendet wird (Diskurse). Als Ordnungsinstrument bei der Analyse der Organisationen bedient sich Gerber mehrerer Dimensionen, die einen ergiebigen, jedoch nicht abschliessenden Vergleich ermöglichen: beispielsweise Aktivierungsauslöser («was war der Anlass, der zur Gründung führte?»), individuelle Motivationen (Gerber nennt persönliches Betroffensein von Diskriminierung, anwaltschaftliches Engagement, Solidarität mit Betroffenen, allgemeines Demokratieverständnis, berufliche Beweggründe), Handlungsziele und Leitideen, Aktionsrepertoire und Finanzen.

Alle Aussagen in Gerbers spannender Analyse sind unterlegt mit charakteristischen Originalzitaten aus den Interviewtranskripten. Das macht den doch sehr umfangreichen Text (knapp 500 Seiten plus Anhang) zu einer fesselnden Lektüre. Als Ergebnis der empirischen Studie führt die Autorin in ihren Schlussfolgerungen an, dass die antirassistische Bewegung in der Schweiz durchaus als neue soziale Bewegung gelten kann (deshalb auch die zunächst eher befremdende Singularformulierung im Titel), wobei die Vielfalt der Motivationsgründe und die Institutionalisierungsbegrenzungen hier wieder einschränkend wirken. Nichtsdestotrotz bleibt die antirassistische Bewegung – wenn auch in ihrem Charakter flexibel – ein «soziales Projekt» (Kap. 5), das, jenseits einer blossen Reaktion auf rassistisch begründete Gewalttaten, über Nachhaltigkeit verfügt.

Aufgrund des Reichtums an Informationen, der exakten Forschungsarbeit, der Liebe zum Detail und der interessanten Analyse der Dokumente und Interviews ist die Dissertation von Brigitta Gerber lesenswert für ein breites, am Themenkreis interessiertes Publikum – auch wenn man selbst keine Rezension darüber schreiben darf. Ich selbst habe bei der Lektüre viel gelernt.

Rebekka Ehret

KAEHR Roland. 2000. *Le mûrier et l'épée: le cabinet de Charles Daniel de Meuron et l'origine du Musée d'ethnographie à Neuchâtel*. Neuchâtel: Musée d'ethnographie (Collections du Musée d'ethnographie de Neuchâtel; 5). 432 p. ISBN 2-88078-025-X.

Le Musée d'ethnographie de Neuchâtel (MEN) – dont le centenaire sera célébré en 2004 – se trouve être un des héritiers directs du cabinet de curiosités que constitua au XVIIIe siècle un officier neuchâtelois, Charles Daniel de Meuron, qui s'était donné les figures héraldiques du mûrier et de l'épée (d'où le titre de l'ouvrage) pour évoquer d'une part son activité militaire et d'autre part son nom et sa passion naturaliste. Cette «maladie» d'accumuler toutes sortes d'objets, tant naturels qu'artificiels, a ainsi été à l'origine d'une institutionnalisation muséale que Roland Kaehr, conservateur adjoint au MEN, a analysé en détail dans le cadre d'une thèse universitaire. Par ce contexte, par la rigueur de l'appareil critique et documentaire, par le catalogage des objets, par le volume que représentent ses quatre cent trente-deux pages, le livre se donne sous un jour *a priori* austère. Mais le lecteur qui dépasse cette appréhension initiale découvre un texte qui tient à la fois du récit historique et du roman policier et qui permet surtout de comprendre, à partir d'un exemple local extrêmement fouillé, certaines des logiques sociales et culturelles à l'œuvre dans le processus muséal de captation de l'altérité.

D'une manière notable, la reconstitution de la préhistoire du MEN ne vire jamais à la célébration de «l'ancêtre» et le premier étonnement suscité par le livre est que Charles Daniel de Meuron (1738-1806) n'avait aucunement l'âme d'un ethnologue. Formé pour le commerce, il devint militaire, monta en grade en combattant pour les Français, créa et commanda un régiment suisse neuchâtelois qui servit les Hollandais puis les Anglais. Parallèlement, il accumulait divers objets pour son cabinet installé d'abord à Saint-Sulpice dans le Val de Travers, puis donné en 1795 à la Ville de Neuchâtel. Citant abondamment sa correspondance, Kaehr montre comment la curiosité de Meuron se focalise sur les pierres, les coquillages, les *naturalia* en général, et néglige en revanche les objets ethnographiques. Ce n'est pourtant faute d'avoir couru le vaste monde, puisqu'il livre bataille aux Indes occidentales (les Antilles) en 1758-1759, rêve à des projets de colonisation de la Guyane et de l'archipel des Bissagos (au large de l'actuelle Guinée-Bissau), et après une longue période comme officier aux gardes suisses à Paris de 1765 à 1781, mène son régiment au Cap de Bonne-Espérance de 1783 à 1786, fait en 1788 un tour de la Suisse en quarante-deux jours et, de 1795 à 1797, se rend enfin, via l'Egypte, aux Indes. Mais ces voyages ne participent d'un projet intellectuel que dans la mesure où ils permettent la collecte d'objets hétéroclites qui viendront s'accumuler dans le cabinet. *L'Encyclopédie d'Yverdon* (la refonte protestante de l'œuvre de Diderot et d'Alembert) affirme d'ailleurs sans détour vers 1770-1780 que «[u]n jeune homme s'instruit mieux en une heure dans un cabinet d'histoire naturelle, qu'il ne pourrait le faire en dix ans de voyage, et d'observations particulières» (cité p. 28).

Le cabinet d'histoire naturelle de Meuron apparaît ainsi représentatif d'une époque qui multipliait ces lieux où penser le monde. Kaehr souligne à ce propos la dimension littéraire des circuits touristiques de l'époque qui enchaînaient les lieux célèbres et les cabinets renommés pour y retrouver ce qui était déjà connu par la lecture. On notera à ce propos une critique indigène à ces guides parue dans les *Etrennes helvétiennes* en 1787 et dont on souhaiterait qu'elle ne puisse plus s'appliquer à l'ethnologie contemporaine: «ENCORE un voyage écrit par un étranger en traversant rapidement notre patrie [...] prétendre de ce qu'une chose arrive dans un Canton qu'elle arrive dans tous; conclure de la possibilité d'un abus à son existence; décrire des lieux qu'on n'a point vu; déplacer les villes, les lacs et les rivières; estropier les noms, les dates et les anecdotes; le tout avec esprit, aisance dans le style et vernis d'érudition» (cité p. 37).

L'examen de la correspondance de Meuron permet également de reconstituer les réseaux qui l'aidèrent à compléter sa collection. A côté des échanges entre amateurs, des dons, des achats auprès de naturalistes-commerçants, des relations avec les sociétés savantes, on notera les demandes pressantes qu'adressait le lieutenant-général de Meuron à ses subordonnés stationnés outre-mer. Une amusante, et sans doute intéressante, comparaison des réseaux anciens et modernes pourrait par ailleurs être menée à partir du travail de Kaehr car celui-ci mentionne systématiquement l'origine de toutes ses informations.

Avec les objets de Tahiti et d'Hawaii surgit une énigme de l'histoire des collections neuchâteloises pour laquelle l'auteur propose une hypothèse convaincante.

Parmi la centaine d'objets ethnographiques amassés par Meuron, quelle est l'origine de ceux qui proviennent du Pacifique? De quand datent, en particulier, la baguette de tabou, la lance *ihe* et les *tapas* (étoffe d'écorce de mûrier) d'Hawaii? Selon la réponse, à quelques années près, on sera en présence d'un témoin matériel d'avant ou d'après la rupture culturelle que provoqua l'arrivée des Occidentaux aux îles qu'ils baptisèrent d'abord Sandwich. Or, une série d'indices tend à accréditer l'idée que ces reliques ont été récoltées à l'occasion du premier contact établi par Cook lors de son troisième voyage dans le Pacifique (1776-1780).

En conclusion, Kaehr apporte avec ce livre de nombreux faits et remarques sur une période charnière pour l'évolution des collections ethnographiques. Un juste équilibre est gardé entre les motivations des acteurs sociaux et les logiques propres aux institutions. Ainsi Meuron fit, malgré son penchant pour la collectionnite, les premiers pas vers la constitution d'une collection réfléchie en faisant établir un inventaire et un étiquetage des objets. En outre, son don à la collectivité marquait le souci d'une ouverture au public et un pas important vers la constitution de ce qui s'appellera ultérieurement un musée. Le passage du cabinet dans la sphère publique lui permit de ne pas disparaître, contrairement à d'autres collections au départ identiques. Cependant, pour la première moitié du XIXe siècle, cet amoncellement d'objets ne fut guère exploité car longtemps «l'institutionnalisation ne semble être précédée ou accompagnée – voire suivie – d'aucune réflexion théorique» (p. 166-7). Cette réflexion historique, comme l'ambition scénographique actuelle du MEN, montrent que ces temps sont révolus, même s'il subsiste toujours une même fascination par exemple devant le superbe casse-tête des Iles des Amis (Tonga), qui remonte peut-être au deuxième voyage de Cook puisque ses motifs furent sculptés à l'aide d'un coquillage...

Thierry Wendling

KOPP Christine. 2002. *The New Era of AIDS. HIV and Medicine in Times of Transition.* Dordrecht, Boston, London: Kluwer Academic Publishers. 187 S. ISBN 1-4020-1048-6.

Dass der anthropologische Anspruch, Mensch und Gesellschaft umfassend zu verstehen, in Zeiten zunehmender Globalisierung und Vernetzung nicht eben leicht zu erfüllen ist, wurde bereits öfters festgestellt. Die Zahl der EthnologInnen, die diesem Ethos noch gerecht werden, ist denn auch klein. Ich würde sagen, dass Kopp zu dieser Gruppe gehört, auch wenn sie selbst es vielleicht nicht so sieht. Sie hat sich als Ethnologin sehr weit ins Feld der HIV/Aids-Problematik hinein gewagt. Zuerst als Mitarbeiterin in einem HIV-Beratungs- und Testzentrum, im Anschluss daran als Wissenschaftlerin in zwei sozialmedizinischen Forschungsprojekten. An zwei HIV-Weltkongressen war sie ebenfalls präsent. Wie weit ihr Eindringen in die «medizinische Kultur» ging, zeigt sich etwa daran, dass sie sich als Ko-Autorin eines wissenschaftlichen Beitrags mit dem magischen Titel *CD95 (Fas)-Expression on CD4- and CD8-Lymphocytes of Progressors and Non-Progressors to AIDS* wiederfand.

In der Einleitung des Buches beschreibt Kopp anschaulich, wie sie einerseits den Zugang zur medizinischen Institution und Forschungslandschaft gefunden hat, und andererseits die Schwierigkeit, sich aus diesem Feld auch wieder zu lösen, um die ethnologische Aussensicht zu erstellen.

Um auch dies gleich vorweg zu nehmen: In den folgenden Kapiteln kommt die Autorin weitgehend den Forderungen nach, die im Zuge des Wandels hin zu poststrukturalistischen Erhebungs- und Darstellungsformen aufgestellt wurden: Die Selbstpositionierung findet sich ebenso wie das Narrative (Erzählungen von Menschen mit HIV, AllgemeinpraktikerInnen und HIV-SpezialistInnen), quantitative Erhebungsformen ebenso wie qualitative, *multi-site*-Ansätze ebenso wie *going through*-Ansätze. Das Buch lebt allerdings nicht zuletzt von jener Spannung, die sich im Zuge der Einführung sogenannter Kombinationstherapien für die Medizin und für HIV-Infizierte Mitte der neunziger Jahre ergeben hat. Diese von global agierenden Forschungszentren und pharmazeutischen Firmen lancierten neuen Therapien, die Aids von der letalen zur chronischen Krankheit transformierten, führten zu einer massiven Aufwertung von HIV-Behandlungszentren – in einem derselben war die Autorin tätig – und umgekehrt zu einer Abwertung der AllgemeinpraktikerInnen, und ebenfalls zu einer Änderung des Selbstbildes von Menschen mit HIV / Aids.

Das zweite Kapitel (*Body and Boundaries*) handelt von HIV-Infizierten, von Menschen demnach, die aus gesellschaftlicher Perspektive als krank und *polluted*, folglich als gefährlich wahrgenommen werden. Kopp zeigt, wie sich für Menschen mit HIV das Selbst, die zeitliche und räumliche Positionierung sowie die Körperwahrnehmung mit der Infektion wandelt und welche Transformation diese Kategorien mit der Einführung kombinierter, d.h. Rettung versprechender Therapien erfahren. Eindrücklich das bei Menschen mit HIV und HIV-SpezialistInnen gleicherweise manifeste Fixiert-Sein auf Laborwerte, die – weil Symptome insbesondere im Frühstadium, ähnlich wie bei Diabetes und Krebs, fehlen – als einzige Indikatoren zur Entwicklung der Krankheit Auskunft geben.

HIV hat nicht nur die Biologisierung der Medizin einen Schritt voran gebracht, sondern auch mitgeholfen, das Rollenverständnis sowohl von Kranken als auch von Heilern zu ändern. Dies ist das Thema des dritten Kapitels (*Translating Medicine to Ordinary People*). Einerseits ist da die Autorität des HIV-Spezialisten, der über Labor, Laborwerte und – informiert durch die *Treatment Guidelines* – auch über die hoch komplexen antiretroviralen Therapien gebietet. Ihm gegenüber steht die HIV-positive Person, die im Sinne des *Patient as Expert* nicht allein Laborwerte verstehen, sondern sich auch – selbstverständlich im eigenen Interesse – dem Behandlungsregime in strikter Weise unterwerfen soll. Arzt und Patient werden über die Fortschritte der HIV-Forschung und die Praktiken der bekannten pharmazeutischen Firmen in ein Macht- und Disziplinarregime eingebunden, das innerhalb der Medizin neue Standards setzt. Während HIV-SpezialistInnen die Unterwerfung unter ein rein technisches therapeutisches Regime mit Statusgewinn koppeln können, erfahren PatientInnen das Ausgeliefertsein an den eigenen Körper und an die Medikamente als Entmündigung. Hieraus erklärt sich die Autorin, weshalb es nicht wenige Menschen mit HIV vorziehen, auf die Dienste von HIV-Zentren zu verzichten und sich von AllgemeinpraktikerInnen, vielleicht sogar homöopathisch, behandeln zu lassen. Bezüglich Informationsstand sind diese im Vergleich zu HIV-SpezialistInnen zwar im Nachteil – weshalb sie mit der Einführung kombinierter Therapien im Wettbewerb um Status gegenüber HIV-SpezialistInnen verloren haben –, sie verfügen jedoch stärker als diese über die Möglichkeit, HIV-Positive als Menschen wahrzunehmen und auf deren Bedürfnisse einzugehen.

Das vierte Kapitel beginnt mit der Beschreibung, wie Menschen mit HIV die Medikamente von Kombinationstherapien – täglich bis zu zwanzig Tabletten – in ihrem Körper verspüren. Die von aussen in den Körper eindringenden Medikamente – «a powerful matter» – übernehmen stellvertretend für die Person den Kampf gegen das Virus, was die Körperwahrnehmung massiv verändert. Die Spuren der von PatientInnen verspürten Macht werden von der Autorin bis in die Sphären der internationalen Forschung und der pharmazeutischen *Global Players* zurückverfolgt. *Hit Early and Hard* – der Titel des Kapitels – steht zusammenfassend für jene Kriegsmetaphorik, die einerseits in den Behandlungsrichtlinien, andererseits in der Vermarktung von antiretroviralen Medikamenten ihren Niederschlag gefunden hat. Die sowohl als Versprechen als auch als Drohung zu verstehende Ankündigung lautet, dass nur jene Infizierten auf Leben hoffen können, die den uneingeschränkten Krieg gegen den Feind im Körper auch zulassen. Beiläufig zeigt Kopp, dass damit die durch HIV-Behandlungen aufgeworfene *compliance*-Frage neu gestellt wird. Sukzessive wird das paternalistische *compliance/non-compliance*-Modell, in welchem sich ebenfalls das von der Medizinethnologie favorisierte *illness/disease*-Modell spiegelt, durch den *adherence*-Ansatz ersetzt. Letzterer suggeriert, dass PatientInnen ärztliche

Anweisungen nicht nur befolgen sollen, sondern dass sie als informierte KlientInnen für ihre Entscheidungen letztlich auch selbst verantwortlich sind. Mit Rückgriff auf Foucault erklärt die Autorin dieses Phänomen als eine im Entstehen begriffene neue symbolische Strukturierung von Macht und als Implementierung eines neuen Disziplinierungsregimes.

Im letzten Kapital (*Fighting over Patients and Power*) analysiert Kopp den Anerkennungsgewinn von medizinisch-technischem Spezialwissen und den Anerkennungsverlust von aus der therapeutischen Erfahrung resultierendem Wissen. *Ars medica* verliert gegenüber der *Evidence Based Medicine* (EBM) an Boden. EBM besagt, dass Praktiker einerseits in die Forschung eingebunden, andererseits ermächtigt werden, durch den schnellen Zugriff auf Forschungsresultate und neue Behandlungsmethoden die Patientenbehandlung besser dem wissenschaftlichen Diktat zu unterstellen. EBM hat nicht zuletzt durch die HIV/Aids-Forschung an Terrain gewonnen, mussten doch Behandlungspläne fortgehend an den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisstand angepasst werden.

Ohne Zweifel handelt es sich bei Kopp's Buch um ein wegleitendes Werk, dem sowohl MedizinerInnen als auch EthnologInnen Beachtung zukommen lassen sollten. Vielleicht stärker noch als das konsequente Abstützen der oft weitreichenden Wertungen und Interpretationen auf quantitatives Material fällt ins Auge, dass es der Autorin gelungen ist, anhand des HIV/Aids-Komplexes eine eigentliche Ethnographie zu erstellen. Beispielhaft wird vor Augen geführt, wie in der heutigen Zeit generiertes medizinisches Wissen in die Körper der Menschen hinein gelangt. Das in der Medizin zum Vorschein kommende neue disziplinarische Modell dürfte wohl stellvertretend für andere gesellschaftlichen Teilbereiche stehen.

Hans-Rudolf Wicker

LICHTENSTEIGER Sabina. 2003. *Representations of Feminity and Careers: Female Software Engineers in Bangalore, India.* Zürich: Argonaut (Zürcher Arbeitspapiere zur Ethnologie). 151 S. ISBN 3-905553-14-7.

Seit Ende der 90er Jahre ist in Zeitungen, aber auch in Dokumentarfilmen (wie z.B. in der Filmreihe *Brennpunkt Indien* auf ARTE im April 2003), von einer sogenannt «neuen Moderne» auf dem indischen Subkontinent zu lesen und zu hören. Gemeint ist dabei vor allem die bis anhin florierende Software-Industrie. Diese steht auch im Zentrum der Untersuchung von Sabina Lichtensteiger, die sich im Rahmen ihrer Lizentiatsarbeit mit dem Aspekt der Weiblichkeit und den Karrieren von Software-Ingenieurinnen beschäftigt. Lichtensteiger setzt allerdings ein Fragezeichen hinter die Annahme, dass dieses moderne Berufsfeld notwendigerweise im Widerspruch zu indischen Traditionen stehen muss.

Für ihre Arbeit hat sich Lichtensteiger 1997 acht Monate in Bangalore, der Hauptstadt des Bundesstaates Karnataka, aufgehalten. Diese Stadt gilt nicht nur als sehr kosmopolitisch, sondern wird oft auch als das *Silicon Valley* Indiens bezeichnet. Für ihre Untersuchung führte Lichtensteiger knapp siebzig semi-strukturierte Interviews mit Software-Ingenieurinnen (und einigen wenigen Software Ingenieuren), mit Direktoren von Software-Firmen sowie mit Personen aus dem Human-Resource-Bereich und der Marketing-Branche. Ausgewertet hat die Autorin die Daten nach qualitati-

ven Methoden. Obwohl alle Gespräche in die Analyse eingeflossen sind, konzentriert sich Lichtensteiger in ihrer Auswertung vor allem auf die Aussagen von 25 Software-Ingenieurinnen, zu denen sie im Anhang der Arbeit ausführliche Angaben betreffend Kaste, Alter, Ausbildung der Eltern, eigener Ausbildung etc. aufführt.

In theoretischer Hinsicht arbeitet Lichtensteiger auf zwei Ebenen: In Bezug auf die Debatte um Bilder und gelebte Praxis der Weiblichkeit stützt sie ihre Argumentation grundsätzlich auf Bourdieu (1977), verweist aber auch auf Connell (1995) und den Ansatz von Yanagisako und Collier (1987). Zudem gelingt es der Autorin in der Diskussion um die Verbindung von Arbeit und Karriere, die Ansätze von Wajcman (1998) und Heintz et al. (1997), die in westlichen Gesellschaften forschen, mit denen von Standing (1991) und Liddle und Joshi (1986), die im indischen Kontext forschen, geschickt zu einem Ganzen zu verknüpfen. Auf diese Weise erhält die Arbeit ein gutes theoretisches Fundament, mit dem Lichtensteiger vorzüglich zu arbeiten weiss.

Inhaltlich steht im Zentrum der Arbeit die Frage nach der Vereinbarkeit von sogenannt «weiblichen» Attributen und Bildern mit dem Beruf der Software-Ingenieurin und seinen Anforderungen an technischem Wissen, Mobilität und langen Arbeitstagen – alles Faktoren, die landläufig dem Bild eines für Frauen geeigneten Berufes widersprechen. In Indien wie auch im Westen wird den Frauen ein minderes Interesse an technischen Berufen nachgesagt; ausserdem erschwere der rasante technische Wandel, der in der Software-Branche herrscht, den beruflichen Anschluss für Frauen nach einer möglichen Babypause; ausserdem ist die Arbeitssituation in diesem Berufsfeld durch Projektarbeit gekennzeichnet, die öfters zu längeren Reisen im In- und Ausland führen kann. Nicht nur die Distanz, sondern auch die Dauer einer Reise kann ganz unterschiedlich sein, die Spannbreite erstreckt sich von wenigen Wochen bis zu einem Jahr und mehr; ein Faktor, der ebenfalls nur schlecht mit einem Familienleben zu vereinbaren scheint. Damit nicht genug: auch die Struktur der Arbeitstage vor Ort in Indien kann für Frauen als nicht optimal betrachtet werden. Oft erwartet man von den Arbeitenden in der Software-Branche lange Arbeitstage oder gar eine zusätzliche Präsenz an den Wochenenden. Dies bedeutet, dass Frauen spät am Abend noch nach Hause fahren müssen. Ein Umstand, der im Hinblick auf den Faktor «Sicherheit» im indischen Kontext als nicht unbedenklich gilt.

Trotz all dieser scheinbar Karriere hemmenden Faktoren für Frauen in der Software-Industrie zeigt Lichtensteiger in ihrer Arbeit, dass diese Branche gesellschaftlich als eine für Frauen passende Berufwelt anerkannt wird, was sich auch in der hohen Anzahl an weiblichen IT-Studierenden niederschlägt (1997 waren 40-50% der IT-Studierenden weiblich). Doch nicht für alle Frauen ist der Zugang zu dieser Studienrichtung trotz Begabung einfach. Zwar spielt die Kaste, wie Lichtensteiger zeigt, bei der Berufs- bzw. Studienwahl weniger eine Rolle, dafür der familiäre Hintergrund. So kommen die meisten jungen Frauen aus gut situierten Familien und/oder Familien mit prestigereichen Berufen. Dazu arbeiten die Väter dieser Frauen oft bereits im technischen Bereich. Überdies erweisen sich die Mütter – unabhängig von ihrer schulischen Ausbildung – als grosse Unterstützung ihrer Töchter für die Karriere in der Software-Industrie. Nicht zu unterschätzen ist auch die Kombination von Berufswahl und deren Folgen für die Suche nach einem späteren Ehepartner. Die hohen Einkommen der Software-Ingenieurinnen sind für eine zukünftige Familie wichtig, steigen doch die Preise für die indische Mittelklasse ständig. Da die meisten Ehen in Indien – auch innerhalb des untersuchten Samples – arrangierter Art sind, sind Ausbildung und Beruf der Frau wichtige Faktoren, um für sie einen passenden Ehepartner zu finden. Lichtensteiger weist darauf hin, dass die Berufswahl daher nicht von der Heiratsstrategien getrennt werden kann. Und insofern gewinnt der Faktor der Kaste, wenn auch der Klasse untergeordnet, wieder an Bedeutung.

Trotz Intelligenz und guten Leistungen haben die Frauen aber auch mit Vorurteilen im Arbeitsalltag zu kämpfen. Da Frauen auch familiären Verpflichtungen (wie Haushalt und Kinderbetreuung) nachkommen müssen, wird ihnen oft die Fähigkeit abgesprochen, sich wie Männer vollumfänglich in ihrer Arbeit engagieren zu können. Dieses Argument ist aus der Literatur auch für den Westen bekannt. Interessant ist nun in dieser Studie, dass die Frauen in Indien auf dieses Vorurteil anders als ihre Kolleginnen im Westen reagieren. Während diese gesellschaftliche Vorstellung im Westen dazu geführt hat, dass Frauen sich entweder gar nicht um Berufe im technischen Bereich bzw. um Management-Posten bemühen, oder darauf verzichten, eine Familie zu gründen, wollen die indischen Frauen beides: Familie und Karriere. So ist es für sie grundsätzlich keine Option, kinderlos oder ohne Familie zu

leben. Gleichzeitig wollen viele Frauen auch nicht auf eine Karriere verzichten. Dass dies auch tatsächlich möglich wird, hat verschiedene Gründe: So ist die Kinderbetreuung in Bangalore relativ einfach zu organisieren. Wer nicht auf die Hilfe der Familie zurückgreifen kann, findet ein breites Angebot an Krippen oder kann ein Kindermädchen anstellen, das nur für die Betreuung der eigenen Kinder zuständig ist. Manchmal braucht es Zeit, bis eine zufriedenstellende Betreuungslösung gefunden wird. Doch diese Schwierigkeit führt nicht dazu, dass Frauen deswegen auf eine Karriere verzichten würden. Die Vereinbarkeit von Familie und Karriere wird zudem durch den Umstand erleichtert, dass die Kinder in Indien bereits mit drei Jahren eingeschult werden, und diese Einrichtungen sind – zumindest in Bangalore – Tagesschulen.

Zusätzlich zu diesen eher strukturellen Rahmenbedingungen gilt es auf der symbolischen Ebene zu beachten, dass sich in Indien Repräsentationen der Weiblichkeit traditionell nicht nur auf die Rolle der Mutter, sondern auch der Lehrerin und insbesondere auf diejenige der Organisatorin beziehen. Eine Software-Ingenieurin, die Familie und Karriere vereint, kann beispielsweise in der Legitimation einer Management Position – um gesellschaftlichen Vorstellungen der Weiblichkeit nicht zuwider zu laufen – nicht nur auf das Bild der Mutter, sondern auch auf das der Organisatorin zurückgreifen.

Leider nehmen die Männer, wie Lichtensteiger selbst feststellt, in dieser Studie nur wenig Platz ein. Zweifellos hätte ein solches Unterfangen die Möglichkeiten dieser Studie gesprengt. Deshalb beschränkt sich Lichtensteiger bewusst auf die Perspektive der Frauen, bringt aber stellenweise gezielt männliche Kommentare ein. Dennoch wird beim Lesen der Hunger nach «mehr» geweckt. Es wäre zum Beispiel interessant zu erfahren, wie die Ehemänner der interviewten Frauen ihre familiäre und berufliche Situation betrachten. Dasselbe gilt für das Berufsfeld der Software-Ingenieurinnen. Aus einer Gegenüberstellung der beiden Perspektiven könnten sich weitere interessante Felder eröffnen.

Die Studie von Lichtensteiger erlaubt einen äusserst interessanten Einblick in die Lebenswelten der Software-Ingenieurinnen in Indien. Zudem bringt sie der Diskussion um die Vereinbarkeit von Beruf, Karriere und Familie auch im westlichen Kontext neue Einsichten. Denn technische Berufe können sehr wohl weiblich sein, mit oder ohne Kindergeschrei!

Astrid Sigrist

TORNAY Serge. 2001. *Les fusils jaunes: générations et politique en pays Nyangatom (Ethiopie)*. Nanterre: Société d'ethnologie (Sociétés africaines; 14). 363 p. ISBN 2-9011-6164-2

Etonnante collection que celle de la vénérable Société d'ethnologie de Paris! Elle publie les ouvrages qui couronnent la carrière des meilleurs ethnologues français; ouvrages souvent brillants qui font honneur tant aux terrains exotiques de longue durée dans les anciennes colonies qu'aux analyses structurales sur des continents entiers, mais qui, parfois, fleurent bon l'ethnologie d'autrefois. Ainsi en est-il de plusieurs monographies africanistes parues ces dernières années dont la dernière est celle de Serge Tornay.

Certes, la monographie paraît aujourd'hui quelque peu désuète, alors que les ténors d'une vague pseudo-post-moderne cherchent à nous convaincre de la vacuité des théories anthropologiques et des merveilles du nombrilisme académiques sous les autours d'une réflexivité mécomprise et travestie. Toutefois, rien ne remplace le laborieux travail de terrain, la minutie des descriptions terre-à-terre, la récolte empathique de récits de vie ou le dépouillement des archives pour nourrir une analyse générale d'une société et des principes qui la structurent.

Le livre de Serge Tornay – ethnologue valaisan établi à Paris depuis plusieurs décennies – résume, en un peu moins de quatre cents pages, les résultats de terrain d'une vie de recherches. Il touche des thèmes aussi différents que

l'origine historique et la constitution d'une société (son ethnogenèse), l'analyse des structures sociales et l'irruption de l'événement, le rôle du sacrifice et de l'initiation. Nous ne ferons qu'en esquisser certains ici.

On y voit une société minuscule, celle des Nyangatom – un des groupes du fameux cercle du Karimojong – «s'inventer», puis passer au travers de multiples événements: les sécheresses succèdent aux défaites militaires, les razzias réussies aux pluies diluviennes. Les groupes et les gens vivent et meurent, parfois de soif au retour d'une contre-attaque mémorable. Bref, la vie quotidienne et exceptionnelle des «sauvages» du bout du monde.

On ne peut mieux dire: les Nyangatom vivent sur un territoire aux confins de l'Ethiopie, du Soudan et du Kenya. Ils ont connu quelques fonctionnaires au cours de ce siècle, mais jamais d'administration: l'uniforme est bien la seule chose qui ait changé dans les rapports presque inexistants avec l'Etat. Les rares Nyangatom qui ont suivi des études sont, dès leur retour chez eux, remis à la place qui leur convient. Certains décident donc de ne plus revenir, pour conduire une carrière politique en Ethiopie et «faire fortune»… en solitaire. Telle était la situation au début des années 1980. Or, ce bout du monde paraît avoir été rattrapé par une forme de la modernité: le pentecôtisme. C'est tout au moins ce que l'on peut discerner au détour d'une note.

Les fusils jaunes relate la situation des Nyangatom dans les années 1970 et leur évolution récente n'est – hélas! – qu'esquissée. On aurait souhaité plus d'informations sur leur destin actuel car, à la lecture – souvent passionnante – de l'ouvrage, on s'attache aux personnes et aux groupes décrits si chaleureusement. Que sont-ils devenus? Chantent-ils le credo de l'évangile de la prospérité pentecôtiste au son d'une mièvre musique pop-rock-techno, comme cela se fait à Nairobi ou dans les campagnes kenyane? Ou se disputent-ils toujours pour résoudre l'équation générationnelle qui bloque la reproduction sociale et induit – selon eux – le malheur?

Nous touchons là au cœur de l'ouvrage: le système générationnel. Son analyse minutieuse, solidement documentée, ainsi que son articulation au système clanique font de cette monographie un ouvrage de référence pour tous les chercheurs et étudiants intéressés par le fonctionnement et la reproduction des sociétés.

En effet, le système générationnel divise la société en deux groupes: «Chez les Nyangatom, l'identité de tout membre de la société se définit, plutôt que par le sexe et l'âge, par le sexe et la génération. Ces deux éléments du statut découlent de la naissance, le sexe comme donné biologique, la génération comme application d'une règle sociale: garçons et filles naissent dans la génération qui suit celle de leur père. Au cours des années 1970, cinq générations étaient représentées par des membres vivants et les nouveaunés se répartissaient, inégalement mais forcément, entre les quatre générations issues de la plus ancienne.» (p. 19) Les lignages n'ont donc qu'une influence réduite, contrairement aux groupes voisins, alors que les classes d'âge n'existent pas en tant que telles. Les célèbres Nuer et Maasaï participent donc de principes organisationnels fort différents, ce qui a des conséquences importantes dans la vie quotidienne et dans les stratégies des membres de la société. C'est là que l'on voit tout l'intérêt d'analyses structuro-fonctionnalistes qui articulent les données personnelles des membres du groupe.

Mais il nous faut préciser la définition de la génération afin d'éviter toute confusion avec les générations biologiques: «Chaque génération est une entité sociable durable, qui a sa propre histoire: elle vient à l'existence en même temps que naît son premier membre, elle croît, s'épanouit politiquement, puis décline longuement avant de disparaître. Pendant plus d'un siècle, chaque génération comporte des hommes de tous âges: du bébé au vieillard, ils sont tous "frères" et doivent le prouver par une solidarité sans faille. Certes existe-t-il toujours des aînés, des puînés, des cadets, des benjamins et cette forme d'aînesse est-elle porteuse d'autorité: la génération se structure en groupes d'âge, lesquels s'agrègent en classes, chaque nouvelle classe d'âge devant quémander son droit à l'existence ou l'imposer à son aînée immédiate par une "rébellion" (*ameto*); mais cette existence ne sera finalement reconnue que par l'acceptation contre paiements, d'un nom par les aînés de ladite génération.» (p. 22)

Un problème qui se trouve au centre de tous les systèmes générationnels est celui de la transmission du pouvoir politique ou rituel, que détient la génération régnante, à celle qui la suit. Il n'est pas aisé de renoncer au pouvoir, que ce soit dans le système démocratique ou générationnel… Souvent, le conflit surgit et l'on se dispute avant de procéder à la dévolution tant attendue. La génération au pouvoir doit donc avoir fait la preuve de sa faiblesse et la suivante de sa force, car toute succession générationnelle implique une revitalisation du monde.

Que se passe-t-il lorsqu'une génération ne parvient pas à faire

la preuve de ses compétences? Tout le système se bloque et la société se trouve alors dans une impasse. Les principes qui la structurent doivent donc se modifier, souvent dans la douleur. On peut imaginer que le blocage suscite d'autant plus de problème que le groupe est structuré par un nombre plus restreint de principes différents. En effet, chez les Kikuyus par exemple, le principe générationnel jouait un rôle essentiel dans la reproduction sociale, mais sa disparition – à la suite de la colonisation – n'a pas trop mis à mal la société. L'articulation de différents principes (parenté, classe d'âge, voisinage et générations) offre au système une souplesse que l'on ne retrouve sans doute pas chez les Nyangatom. Bref, on le voit, l'ouvrage de Serge Tornay ouvre de nombreuses perspectives d'interprétation des sociétés d'Afrique de l'Est, non seulement d'un point de vue structuraliste, mais également historique. Ces discussions se trouvent d'ailleurs à la croisée des chemins d'études historiques anglo-saxonnes et de travaux ethnologiques ou politologiques francophones. Ce texte offre donc l'occasion d'ouvrir le débat général sur l'histoire des structures sociales des sociétés d'Afrique de l'Est.

Yvan Droz

WICKER Hans-Rudolf, Rosita FIBBI und Werner HAUG (Hrsg.). 2003. *Migration und die Schweiz*. Zürich: Seismo. 596 S. ISBN 3-908239-92-3.

Dieser Sammelband enthält Ergebnisse aus dem Nationalen Forschungsprogramm 39 *Migration und interkulturelle Beziehungen*. Der gemeinsame Untersuchungsgegenstand ergab sich aus Fragen nach dem Platz, den die MigrantInnen in der schweizerischen Gesellschaft einnehmen, sowie nach Veränderungen und Herausforderungen, die sich durch Migration und Integrationsbestrebungen in einer nationalen Gesellschaft ergeben. Die methodischen und theoretischen Herangehensweisen der einzelnen Projekte unterscheiden sich stark, ebenso die differenzierte Ausgestaltung der Fragestellung durch die zahlreich vertretenen Fachdisziplinen (z.B. Ethnologie, Ökonomie, Recht und Medizin). Wickers feingegliederte und ausgezeichnete Synthese hilft den LeserInnen, einen roten Faden zu finden und ihn verfolgen zu können.

Es ist denn auch der Aspekt der Vielfalt, welcher das NFP 39 und den Sammelband prägt. Der nachträgliche Versuch, all diese Facetten der Migrationsforschung mit ihren unterschiedlichsten Konzepten in vier Kapitel zu fassen, zeigt die Problematik augenscheinlich auf und erscheint immer wieder auch beliebig. Der gemeinsame Nenner der Forschungen liegt nicht in einheitlichen Konzepten, sondern beruht vielmehr auf der gemeinsamen Ausgangslage, Migration als gesellschaftliche Tatsache anzunehmen. Migration findet statt und zeigt sich als Phänomen, welches alle gesellschaftlichen Teilbereiche und Regelinstitutionen betrifft und prägt. In logischer Konsequenz wird ein Forschungsvorhaben mit Fragen nach Migration und Integration somit zu einer Gesellschaftsstudie und einem vielfältigen Sammelsurium.

Das empirische Material der einzelnen Projekte stammt zum Teil aus der Mitte der 90er Jahre. Neuere Erkenntnisse und Tendenzen aus der Migrationstheorie und -praxis wurden somit nicht aufgenommen. Gerade die staatlichen Regelwerke der Migration und die Bürgerrechtsgesetzgebung unterliegen jedoch ständigen Veränderungen. Dennoch sind die Analysen der Forschungsberichte keinesfalls hinfällig geworden, sondern wären aus heutiger Perspektive einzig zusätzlich zu akzentuieren: So verlaufen die Mechanismen des Ein- und Ausschlusses entlang neuer Grenzen; die Funktion der ArbeitsmigrantInnen wird immer mehr von Asylsuchenden und *Sans-Papiers* übernommen; der wirtschaftlich-soziale Graben zwischen Europa und dem Rest der Welt vergrössert sich laufend.

Auf den ersten Blick erscheint es unmöglich, die Konzepte «transnationale Mobilität», «Bürgerrechte» und «Identitäten» unter einem Kapitel zu subsumieren. Der Beitrag von Mahnig und Piguet als historische Darstellung der schweizerischen Plafonierungspolitik beispielsweise wirkt zu verschieden von der Frage der föderalistischen, dezentralen Durchführung von Asylverfahren, die Holzer und Schneider mit Blick auf die EU-Harmonisierung debattieren. Die Gesamtbetrachtung der vier Beiträge im ersten Kapitel zeigt aber in

zweiter Lesart, dass die Hauptperspektive der AutorInnen um die Frage kreist, wie sich die schweizerische Gesellschaft als Wir-Gruppe zusammensetzt, wie sich diese versteht und im Kontext der Globalisierung verändert. Aufgezeigt wird, dass sich die nationale Gemeinschaft über die Zeit und entlang gesellschaftlicher Kontexte ständig neu mit der Frage auseinandersetzt, wer in diese Gemeinschaft ein- oder wer davon ausgeschlossen werden soll.

In der Einleitung zum Sammelband beschreibt Wicker drei Phasen der schweizerischen Politik im Umgang mit Nicht-StaatsbürgerInnen, welche von unterschiedlichen Prämissen geleitet sind. Die Plafonierungspolitik, welche seit dem Zweiten Weltkrieg als Steuerungsinstrument der Migrationspolitik gesehen wird, prägt die so genannte zweite Phase. In diesem Zusammenhang wird auch die kulturalistische Definition des Fremden, das ferngehalten werden soll, massgebend. Ab dem zweiten Weltkrieg wird die Zuwanderung von GastarbeiterInnen liberal gehalten, da billige Arbeitskräfte willkommen sind. Die Einbürgerungspraxen wie auch deren gesetzliche Grundlagen hingegen bewirken einen spezifischen Ausschluss der als fremd Definierten und bestimmen dadurch, wie weit die Integration in den verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen verlaufen soll.

Das erste Kapitel zeigt, dass die Diskurse um Assimilationsforderungen an eine «nationale Eigenart» und Überfremdungsgedanken früher wie auch heute das Zusammenspiel von Zuwanderung und Staatsbürgerschaftserwerb prägten. Auf dieser Grundlage wird im nationalen Kontext entschieden, wie weit Einschluss oder Ausschluss von der sozialen Gemeinschaft und den staatsbürgerlichen Rechten erreicht wird. Der Umgang mit Pluralität, Identitäten und Rechtsstaatlichkeit erhält seit den 90er Jahren eine neue Perspektive. Kälin interpretiert diese Ausgestaltung der jeweiligen Grundrechtspolitiken als Fundament des Zusammenlebens. Es ist weniger die Dichotomie Bürger/Nicht-Bürger, welche die aktuellen Diskurse dominiert: Die «Fremden», welche Ausgrenzung erleben, sind die «unerwünschten» MigrantInnen, deren Ausschluss heute vermehrt im Asylbereich stattfindet.

Während die Zuwanderung und der Umgang mit staatsbürgerlichem Ein- oder Ausschluss definiert ist, wird der Integrationsdiskurs im Innern auf die Wohnbevölkerung ausgerichtet. Typisch für die Politik und Wissenschaft der 90er Jahre ist der Blick auf die grossen Schweizer Städte, welche integrationsorientiert Leitbilder in Auftrag gaben und diese nun umzusetzen versuchen. Integration wird dabei mehrheitlich als Teilhabe an gesellschaftlichen Gütern verstanden und soll durch Partizipationsprojekte, Sprachkurse, Wohnbau u.a. erreicht werden. Die Integrationsdiskurse im Innern des Staates werden von den Verantwortlichen auf struktureller Ebene angegangen; in den Städten wird versucht, diese von Identitätsdiskussionen zu lösen. Die Frage der Identität bleibt indes in der Form der Aus- und Einschlussmechanismen bestehen und wird an die Zuwanderungs- und Einbürgerungspolitik delegiert.

Im Kapitel *Wohnen und Stadtplanung* zeigt sich die räumliche Differenzierung gemäss Huissod *et al.* dergestalt, dass der sozioprofessionelle Status zusammen mit der jeweiligen Nationalität den Zugang zu Wohnraum prägen und für eine Segregation verantwortlich ist. Ob solch eine räumlich-soziale Segregation der Bevölkerung erwünscht ist oder negativ bewertet werden soll, diskutiert Arend. Als Hauptkriterium der Beurteilung stellt er die Freiwilligkeit in der Wahl des Wohnortes auf: Wird die soziale Segregation delegiert, ist sie als negativ zu werten, wird sie gemeinschaftsorientiert gewünscht, gilt sie als positiv.

Der Frage nach der Wahrnehmung räumlicher Differenzierung der Schweizer Städte durch die Quartierbevölkerung geht Wimmer nach. Er untersucht die räumliche Organisation sozialer Beziehungen und Identitäten. Dabei kommt zum Ausdruck, dass die BewohnerInnen der Stadtquartiere die Wir-Gruppe nicht in erster Linie nach nationalen oder ethnischen Kriterien definieren und wahrnehmen. «Das Eigene» wird vielmehr geprägt durch die Charakteristika Anpassung und Ordnung, welche aus der Beurteilung verschiedener Kategorien entstehen. Eingeschlossen in die Wir-Gruppe sind deshalb auch alteingesessene ArbeitsmigrantInnen, welche als «legitime» bewertet werden. «Ausgeschlossen» werden dagegen die so genannte Alternativszene sowie die vermehrt aus nicht-europäischen Ländern Neu-Migrierten und Asylsuchenden, denen Attribute der Unordnung, des Schmutzes und der Gewalt zugewiesen werden.

Ebenfalls unter dem Aspekt der Ausgrenzung lassen sich die Beiträge betrachten, welche die ökonomische Seite der Migration beleuchten. Ausschluss geschieht, so Sheldon, wenn unqualifizierte Arbeitskräfte nicht zugelassen werden, weil deren Beschäftigung in der Schweiz das allgemeine Wirtschaftswachstum hindere. Weiter sind die auf ausländische Erwerbstätige ausgerichteten

Arbeitsbewilligungen stark reglementiert und werden kantonal unterschiedlich verwaltet. Zudem werden AusländerInnen bei der Entlöhnung in der Schweiz diskriminiert. Nicht Unterschiede der Bildungsniveaus alleine erklären diesen Missstand. Die Lohnungleichheit ergibt sich auch aus der geographischen Herkunft der AusländerInnen sowie aus einer Nichtanerkennung der im Ausland erworbenen Ausbildungen und Abschlüsse, wie de Coulon *et al.* Aufzeigen. Auch der berufliche Aufstieg von ausländischen ArbeitnehmerInnen wird verhindert: Flückiger und Ramirez kommen zum Schluss, dass die «unteren hierarchischen Positionen, in denen sich die Ausländer befinden, weitgehend damit zu erklären sind, dass sie von den Arbeitgebern diskriminiert und damit daran gehindert werden, in höhere Funktionen aufzusteigen» (S. 318).

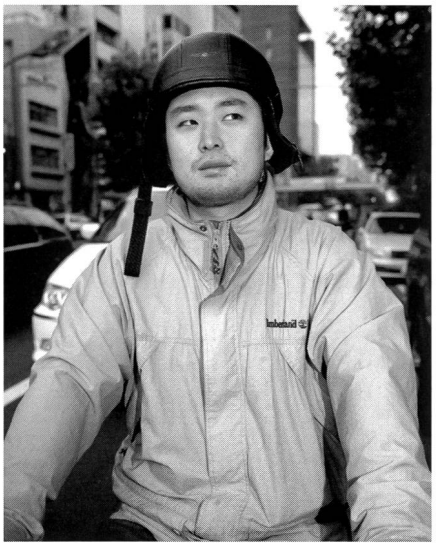
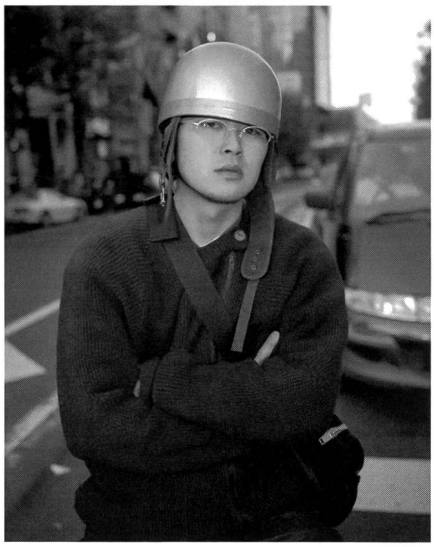
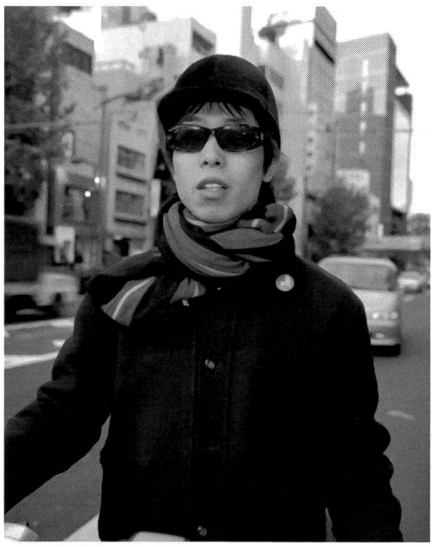
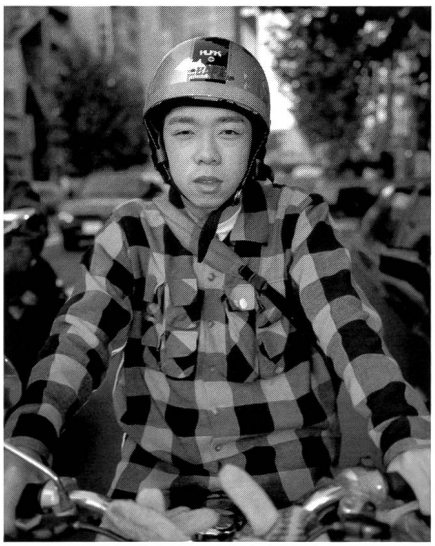
Die Analyse von Chaudet *et al.* bildet gewissermassen die Synthese zwischen ökonomischen und zivilgesellschaftlichen Fragestellungen im Migrationszusammenhang und liefert einen weiteren Beitrag zur Thematik von Ein- und Ausschluss. Die Untersuchung zeigt, dass die sozialen Probleme, denen ausländische Personen in besonderem Masse begegnen, zu einem Grossteil durch die wirtschaftlichen Umstände der Einwanderung und aufenthaltsrechtlichen Bedingungen verstärkt, wenn nicht sogar hervorgerufen werden. Dabei entwickelt sich eine systemisch bedingte Eigendynamik, welche die Stellung der AusländerInnen in der Schweiz zusätzlich schwächt.

Im Kapitel über zivilgesellschaftliche Integration subsumieren die HerausgeberInnen jene Forschungsberichte, welche alle weiteren gesellschaftlichen Teilbereiche beleuchten. Diese Beiträge befassen sich zum Beispiel mit der Nutzung öffentlicher Dienste durch AusländerInnen in den Bereichen Gesundheitsversorgung und Psychiatrie. Erkenntnisse werden bestätigt, etwa, dass sich der Verlauf der Migration auf die Krankheitserfahrung der PatientInnen auswirkt und dass die Psychiatrie tendenziell stärker durch AusländerInnen genutzt wird. Und es wird einmal mehr unterstrichen, dass der Miteinbezug einer vermittelnden Drittperson nützlich ist und «dass dem Wissen um die strukturellen und sozialen Lebensumstände der PatientInnen in der Behandlung deutliches Gewicht beigemessen werden sollte» (Gilgen *et al.*, S. 528).

Weitere Untersuchungen zeigen die Chancen von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund auf. Bolzmann *et al.* belegen, dass sich die *Secondos* spanischer und italienischer Herkunft in ihrer sozialen Position kaum von den SchweizerInnen unterscheiden und über eine stärkere soziale Mobilität als ihre Eltern verfügen. Wie sich allerdings zeigt, ergibt sich zunehmend auch innerhalb der Gruppe der zweiten AusländerInnengeneration eine herkunftsbedingte Differenzierung bezüglich Lebenschancen in der Schweiz.

Untersuchungen, welche ihren Fokus auf die migrationsspezifischen Potentiale richten und dabei das Phänomen Migration als gesellschaftliche Tatsache wirklich akzeptieren, verweisen auf eine zukunftsgerichtete Herangehensweise. So gelingt es Waldis und Ossipow, die mit vielfältigen Vorurteilen behaftete und in den divergierenden Realitäten gelebte binationale Ehe (immerhin ein Viertel aller Ehen in der Schweiz) aus emischer Perspektive differenziert nachzuzeichnen und somit binationale Ehen als «Potential statt als Fehler, Überschreitung, Ausnahme oder Anomalie» (S. 419) zu interpretieren. Grin *et al.* untersuchen den Stellenwert der muttersprachlichen Kompetenz von MigrantInnen im Berufsleben. Sie wenden sich damit der interessanten Frage nach dem migrationsspezifischen Kapital von ausländischen Arbeitskräften in der Schweiz zu. Nachgewiesen wird hier, dass die Sprachkompetenz der MigrantInnen in ihrer Muttersprache auf die Art der Aufgaben, das Profil des Arbeitsplatzes und die berufliche Laufbahn einen positiven Einfluss hat und den sozioökonomischen Status prägt.

Der Sammelband regt an, sich weiter mit Fragen und Beschreibungen von Migration in der Schweiz zu beschäftigen. Teilerkenntnisse der Forschungen wurden Interessierten bereits zugänglich gemacht. Deshalb sind die Inhalte von *Migration und die Schweiz* nicht unerwartet. Das Werk hält jedoch als Zeitdokument vieles fest, das den aktuellen Diskursen und Analysen als unerlässliche Grundlage dient.

Stefanie Gass

und Rahel Stuker